



Dokumentation zur Tagung

Reimarus, Lessing und Goeze. Eine posthume Unruhestiftung bleibt aktuell

1. März 2018, 19.00 Uhr

20457 Hamburg, Patriotische Gesellschaft von 1765, Trostbrücke 4

Reimarus, der Fragmentenstreit und die Anfänge der Jesusforschung

In Kooperation mit der Patriotischen Gesellschaft von 1765
und der Hauptkirche St. Katharinen

Inhalt

Einführung Seite 2

Jörg Herrmann

Direktor der Evangelischen Akademie der Nordkirche (Büro Hamburg)

Vortrag Seite 5

Hans Jürgen Benedict

Was trieb Lessing an, „Reimarus“ Bibelkritik zu veröffentlichen und den
Streit mit Goeze auszufechten?

Vortrag Seite 25

Klaus Wengst

Herrmann Samuel Reimarus und die Suche nach dem historischen Jesus

Einführung

Jörg Herrmann – Direktor der Evangelischen Akademie der Nordkirche

Anlass für die Veranstaltung gibt uns der 250. Todes von Hermann Samuel Reimarus, dem Namensgeber dieses Saales und Mitbegründer der Patriotischen Gesellschaft. Sein posthum veröffentlichtes bibelkritisches Hauptwerk führte zu der als Fragmentenstreit bekannt gewordenen Kontroverse zwischen Gotthold Ephraim Lessing und Melchior Goeze. Es geht also um einen Diskurs, der von Reimarus ausging und über den Streit von Lessing und Goeze bis zu einem Theaterstück von Lessing führte.

Warum sollte man sich mit diesem Vorgang heute beschäftigen? Abgesehen von dem durch Jubiläumsdaten ausgelösten Automatismen, abgesehen von seiner Bedeutung als Hamburgensie, abgesehen von dem Anspruch historischer Bildung als Vergewisserung eigener Herkunft? Ich würde sagen: Weil die dabei zur Debatte stehenden Fragestellungen nach wie vor aktuell sind, im Zentrum die vieldimensionale Frage nach dem Verhältnis von Aufklärung und Religion.

Aber der Reihe nach. Reimarus kam, wie übrigens auch Lessing und Goeze, aus einer evangelischen Pfarrersfamilie. Er studierte Theologie, Philosophie und orientalische Sprachen in Jena und wurde 1728 Professor für orientalische Sprachen am Akademischen Gymnasium in Hamburg. Das Akademische Gymnasium war eng mit dem Johanneum verbunden, aber eine eigenständige Einrichtung, die im Anschluss an die Schule der Vorbereitung auf das Studium diente. Es bestand bis 1883. Reimarus hat es 40 Jahre lang geleitet. In dieser Zeit verfasste er eine Reihe philologischer, theologischer und philosophischer Schriften und wurde zu einer prominenten Persönlichkeit der Hamburger Öffentlichkeit – ein Mann der Aufklärung, interessiert an einer Versöhnung von Vernunft und Religion.

Er propagierte eine vernünftige Religion, befreit vom „Tand und Aberglauben“, die die kirchlichen und biblischen Traditionen aus seiner Sicht eben auch mit sich führten. Zu diesen Themen hat er allerhand veröffentlicht. Sein Hauptwerk, die „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ erschien aber erst posthum – vollständig übrigens erst 1972! 30 Jahre hat Reimarus an diesem Text gearbeitet.

Eine Veröffentlichung zu Lebzeiten hat er nicht gewagt. Sie hätte ihn wohl seine bürgerliche Existenz kosten können. Er schrieb dazu: „Die Schrift mag im Verborgenen, zum Gebrauch verständiger Freunde liegen bleiben; mit meinem Willen soll sie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten nicht aufklären.“

Nach seinem Tod gelangte Gotthold Ephraim Lessing in den Besitz einer Fassung der Apologie. Er war mit den Kindern von Reimarus befreundet. Ab 1774 begann er Auszüge aus der Schrift in seiner Zeitschrift „Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzogischen Bibliothek zu Wolfenbüttel“ zu veröffentlichen. Lessing war damals seit vier Jahren Bibliothekar in Wolfenbüttel. Um die Familie Reimarus zu schützen, gab er den Namen des Verfassers dabei nicht preis. Er publizierte die Texte unter dem Titel „Fragmente eines Wolfenbüttelschen Ungenannten“. Insgesamt sechs Abhandlungen. Die erste löste noch keine nennenswerte Reaktion aus. 1777 folgten dann im vierten Band von Lessings Zeitschrift fünf Abhandlungen des Ungenannten mit einem Kommentar von Lessing unter dem Titel „Gegensätze des Herausgebers“. Diese Ausgabe der Zeitschrift löste schließlich die heftige Kontroverse aus, die wir heute den Fragmentenstreit nennen und die ihr Zentrum in der schriftlichen Auseinandersetzung zwischen Lessing und dem Hamburger Hauptpastor Melchior Goeze an St. Katharinen hatte. Was war so anstößig an diesen Fragmenten?

Am provozierendsten war sicher das fünfte Fragment „Über die Auferstehungsgeschichte“. Darin folgert Reimarus aus der Beobachtung von Widersprüchen und Ungereimtheiten in den Evangelien, dass die Jünger den Leichnam Jesu aus dem Grab gestohlen haben und das Märchen von der Auferstehung erfunden haben, um ihr Apostelleben nun auf Kosten der Auferstehungsgläubigen weiterführen zu können. Das war natürlich harter Tobak - für einen orthodoxen Lutheraner reine Gotteslästerung. Lessing teilte diese Betrugsthese nicht, wohl aber die Intention und Praxis eines rationalen und historisch-kritischen Umgangs mit der Bibel. In der Hinsicht hatte sich Reimarus als mutiger und kritischer Exeget der Bibel erwiesen. Er hatte sich im Sinne Kants in der Auseinandersetzung mit der Bibel „seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen“ gewusst. Insofern markiert seine Apologie auch den Beginn der systematischen Frage nach dem historischen Jesus. Das war ein großer Schritt in einer Zeit, in der die Verbalinspiration der Bibel als nahezu unhinterfragbares Dogma galt, also die Vorstellung, dass jedes Wort der Bibel auf göttliche Eingebung zurückgeht. Die Figur des Reimarus ist dabei allerdings auch nicht ohne Ambivalenzen. Ich denke dabei an seine harschen antisemitischen Attacken, die sich auf den 1600 Seiten seiner Apologie wiederholt finden.

Der Streit zwischen Lessing und Goeze zog sich vom Dezember 1777 bis in den Juli 1778. 15 Mal ging es hin und her, wenn ich das richtig recherchiert habe. Elf Erwidierungen Lessings tragen den schlichten Titel „Anti-Goeze, erster“ – und so weiter.

Auch wenn wir nun zunächst über 200 Jahre zurückgehen, die damals zur Debatte stehenden Fragestellungen und Themen sind, wie gesagt, nach wie vor aktuell: die Freiheit öffentlicher Rede, die Bedeutung öffentlicher Streitkultur, das Verhältnis von Aufklärung und Religion, Glauben und Denken, das Verständnis der Bibel. Ich denke und hoffe, dass der Rückblick zu einer größeren Tiefenschärfe bei der Wahrnehmung der Gegenwart beitragen kann.

Unabhängig von solchen Diskursen ist aber schon der Text der Kontroverse ein Ereignis. Friedrich Schlegel meinte im Blick auf Lessings Beiträge, dass sie „nicht etwas bloß in Rücksicht auf zermalmende Kraft der Beredsamkeit, überraschende Gewandtheit und glänzenden Ausdruck, sondern an Genialität, Philosophie, selbst an poetischem Geiste und sittlicher Erhabenheit einzelner Stellen, unter allen seinen Schriften den ersten Rang“ einnehmen.

Lessing wurde 1778 vom Herzog die Zensurfreiheit für die „Beiträge“ aberkannt; gleichzeitig erhielt er ein generelles Publikationsverbot für das Gebiet der Religion. Vor diesem Hintergrund griff Lessing eine alte Idee auf, die Idee zu einem Drama zu Religionsfragen. Er schrieb: „Ich muss versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen.“ So könne er „den Theologen einen ärgeren Possen spielen, als noch mit zehn Fragmenten“. Das Ergebnis war das Drama „Nathan der Weise“.

Vortrag

Hans-Jürgen Benedict

„Was trieb Lessing an, Reimarus' Bibelkritik zu veröffentlichen und den Streit mit Goeze auszufechten?“

1. Zum Einstieg – Lessing in Hamburg

„So glücklich sei Hamburg in allem, woran seinem Wohlstand und seiner Freiheit gelegen, denn es verdient glücklich zu sein“ schrieb Lessing feierlich, nein nicht zur Eröffnung der Elbphilharmonie 2017, sondern zu der des Deutschen Nationaltheaters am Gänsemarkt im April 1767 (zit. H.-J. Benedict, *Der Aufklärer. Wie Gotthold Ephraim Lessing die Religionen zur Toleranz ermunterte*, Berlin 2010, 58)

Lessing lebte fast drei Jahre in Hamburg, zunächst als Dramaturg eben dieses Nationaltheaters (daraus entstand die „Hamburgische Dramaturgie“), das nach anderthalb Jahren aber schon einging, dann als Pläne machender Schriftsteller. Er war in Hamburg ein geselliger Mensch. Bekannt ist ein Stich, der ihn auf der Dachterrasse in dem Lokal des Baumhauses mit zwei Freunden in angeregter Unterhaltung zeigt. Er ging in die Kaffeehäuser und in den Ratskeller unterm Einbeckhaus, wo auch die Lotterieziehungen(!) stattfanden. „Lessing kommt“ war der freudige Ausruf seiner Freunde, wenn er klingelte. Er verkehrte in Künstlerkreisen und erneuerte seine Freundschaft mit Carl Philipp Emanuel Bach, der in Hamburg um diese Zeit Musikdirektor der Stadtkirchen als Nachfolger Telemanns geworden war. In Hamburg lernte er den späteren Wandsbeker Boten, den jungen Matthias Claudius kennen, der 1768 eine Stelle als Redakteur bei den „Hamburgischen Comptournachrichten“ angetreten hatte und 1769 darin eine humorvolle Besprechung der Minna von Barnhelm veröffentlichen sollte.



Zwei Hamburger Bekanntschaften sollten in Lessings Leben weitreichende Folgen haben – einmal die Bekanntschaft mit dem Seidenhändler Engelbert König und dessen Frau Eva, die Lessing nach dem Tode ihres Mannes nach jahrelangem Hin und Her heiraten sollte. Vor allem aber lernte er Sohn und Tochter des in Hamburg geachteten Hermann Samuel Reimarus, der 1768 starb(er ist auf dem Lessing-Denkmal am Gänsemarkt abgebildet) kennen - den Arzt Johann Albert Hinrich Reimarus, der in Hamburg die Pockenimpfung und den Blitzableiter einführte und seine Schwester Elise Reimarus. Gut möglich, dass es Elise war, die Lessing bei seinen Besuchen in der Bibliothek des älteren Reimarus Zugang zu dem geheimen Manuskript ihres Vaters verschaffte, das er dann als Fragmente eines Ungenannten veröffentlichen sollte. Schließlich lernte Lessing in Hamburg seinen späteren Gegner Hauptpastor Johann Mechior Goeze kennen und zunächst einmal - schätzen. In Goezes Streit mit dem Diakon an St.Katharinen, mit Julius Gustav Alberti, einem liberalen Theologen, ergriff er zur Überraschung seiner Freunde die Partei des ersteren. Es ging in dem Streit um die Auslassung eines aggressiven Psalmverses in der Bußtagsliturgie, den Alberti als unvereinbar mit der christlichen Nächstenliebe bezeichnet hatte, nämlich den Satz „Schütte deinen Grimm auf die Heiden“(Ps 79,6). Lessing versuchte in einer verloren gegangenen „Predigt“ seine Position zu rechtfertigen – im Stil von Laurence Sternes Yorick sieht er keinen Widerspruch zwischen dem Hass auf eine verfeindete Nation und der Liebe zu einzelnen Angehörigen dieser Nation. Der eigentliche Grund seiner Parteinahme war vielleicht, dass er mit Albertis neologischen-aufklärerischen Tendenzen unzufrieden war(darin immer noch seinem Vater ähnlich, der übrigens anlässlich seines 50jährigen Amtsjubiläums einen ähnlichen Psalmvers zitiert hatte).

2. Habe Mut, Bibel-Kritisches zu veröffentlichen und zu verteidigen –
wie es zum Streit um die Fragmente eines Ungenannten kam

„Ich bin Liebhaber der Theologie und nicht Theolog“, sagte Lessing von sich. (Gotthold Ephraim Lessing, Werke in drei Bänden Bd III, München 2003, 447, im folgenden zitiert als LW III). Lessing, der zeitweilig aufs Theater entlaufene Pastorensohn, der zum bekanntesten Dramatiker und Literaturkritiker Deutschlands sich entwickelte, wurde doch sein theologisches Erbe nicht los. In seiner Tätigkeit als Bibliothekar der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel nahm die Beschäftigung mit theologischen Fragen viel Raum ein. So hat er noch vor der Veröffentlichung der Fragmente eines Ungenannten, was wenig bekannt ist, einige kleinere theologische Schriften verfasst, die sich mit den unaufgebbaren Wahrheiten des Christentums beschäftigen. In einem Brief an seinen Freund Moses Mendelssohn von 1771 fragt er sich selbstkritisch, ob er, indem er gewisse Vorurteile weggeworfen, nicht „ein wenig zuviel mit weg geworfen habe“, von dem er einiges wieder aufgreifen müsse. So in dem Aufsatz „Leibniz von den ewigen Strafen“, 1773 erschienen. Lessing versucht darin die Lehre von den Höllenstrafen rational zu verstehen.

Wenn es wahr ist, daß der beste Mensch noch viel Böses hat, und der schlimmste nicht ohne alles Gute ist: so müssen die Folgen des Bösen jenem auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen des Guten diesen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß seine Hölle noch im Himmel, und seinen Himmel noch in der Hölle finden. (zit. Hugh Barr Nisbet, Lessing. Eine Biografie, München 2008, 674)

Die strenge Unterscheidung zwischen Gut und Böse entfällt. Himmel und Hölle werden fast modern eher als psychische Zustände verstanden. Anders als die Neologen, also die von der Aufklärung bestimmten Theologen, die die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen ablehnten, versucht er also den Gefühlsanteil dieser Lehre zu bewahren. Die „innere Wahrheit“ der Religion ist allen zugänglich. So verteidigt er die Trinität als nicht wiedervernünftig und als ein Geheimnis. (In der Erziehung des Menschengeschlechts wird er sie

dann aber rational begründen.). Der Berliner Verleger Nicolai, Moses Mendelssohn und sein Bruder Karl missbilligten Lessings Angriff auf die Neologen und vermuteten, er wolle sich bei den Orthodoxen lieb Kind machen. Lessing verteidigte sich in einem Brief an seinen Bruder: Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie ebenso sehr als du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen lässt, sie mit der Zeit mehr tyrannisieren werden, als es die Orthodoxen jemals getan haben. (zit. Nisbet 675)

Für ihn sind die Neologen sowohl schlechte Theologen wie schlechte Philosophen, weil sie die jeweilige Funktion der beiden Wissenschaften nicht beachten. Theologie und Philosophie, schreibt er bildhaft an den Bruder, sind wie zwei Zimmer, deren je eigener Vorzug verloren geht, wenn die Scheidewand zwischen ihnen eingerissen wird.

Als Aufklärer trat Lessing mutig für die Prinzipien der Aufklärung, für die Freiheit des Denkens und der Rede ein, auch wenn sie sich gegen die herrschende Religion, das Christentum, richteten. Das war nicht ganz ungefährlich.

Die radikale Aufklärung, von Frankreich kommend, hatte auch in Deutschland ihre Vertreter. Die Welt wird erklärt, als ob es Gott nicht gäbe, das personale Gottesbild wird durch Spinozas Pantheismus ersetzt. Furore machten die 1717 in Frankfurt veröffentlichten *Meditationes philosophicae über Gott, Welt und Mensch* von Theodor Ludwig Lau, einem Schüler des berühmten Philosophen Thomasius. Die Prämisse seines Werks lautete: „Ich glaube, daß Gott der Urheber und Schöpfer der ganzen Welt sei und daß ich ein von ihm erschaffenes Geschöpf bin.“ Doch dann folgerte er: Gott sei aus der Natur erkennbar, die Bibel nur fehlerhaftes Menschenwerk. Der Mensch sei aus unterschiedlicher Materie zusammengesetzt, Erlösung und Verdammnis seien überflüssig. Lau, der ein Aufenthaltsverbot für Frankfurt hatte, erschien dort zur Frühjahrsmesse 1719, landete im Gefängnis, wo

er sich die Pulsadern aufschneidet. Er kam zwar wieder frei, aber mit einer großen Karriere war es vorbei.

Für einen Skandal sorgte die sogenannte Wertheimer Bibel, 1735 von dem Hofmeister Johann Lorenz Schmidt der in ein katholisches und ein lutherisches Haus geteilten Grafschaft Wertheim herausgegeben. Er versuchte darin, das rückständige Weltbild der Bibel mit den fortschrittlichen Erkenntnissen der Aufklärung zu versöhnen, so z.B. Genesis 1,1f: Statt Himmel und Erde schuf Gott hier eine Vielzahl von Welten; wo Luther den Geistwind als heiligen Geist gedeutet hatte, findet sich bei Schmidt eine Leerstelle. Wo Gott einen Befehl erteilte, hegte er nun eine Absicht, die auf einen weisen Plan zurückging usw. In einem vom Schöpfer wohl eingerichteten heliozentrischen Weltbau geht es regelmäßig zu, bedarf es keiner Wunder. Deshalb enthält das Alte Testament auch keine typologischen Hinweise auf Jesus Christus (Steffen Martus, Aufklärung, München 2017, 419ff). Zunächst war die Rezeption noch wohlwollend und ein Jahr lang wurde die aufwendig gestaltete Wertheimer Bibel regulär verkauft. Doch dann erschienen Streitschriften gegen sie. In Hamburg verurteilte ausgerechnet Hermann Samuel Reimarus, der insgeheim ungleich kritischeres verfasste, die Wertheimer Bibel als eine Schrift aus der Schule der englischen Freidenker. In Sachsen und Preußen machten die theologischen Fakultäten Front gegen Schmidts Bibel, die Bibel wurde verboten und die Exemplare weitgehend konfisziert. 1737 erließ der Reichshofsrat in Wien ein Verbot, Schmidt wurde vom katholischen Wertheimer Fürsten verhaftet. Dagegen trat der Brandenburg-Ansbacher Markgraf in die Schranken, weil dieser Schritt gegen die im Westfälischen Frieden festgelegte religiöse Souveränität verstoße. Das Verfahren zog sich hin. Der katholische Wertheimer Fürst lockerte die Haftbedingungen für Schmidt, Stadtarrest, der ging in den Untergrund und floh auf markgräfliches Gebiet. Später kam er über Leipzig nach Hamburg, wo er unter falschem Namen sich ansiedelte und als Übersetzer radikal-aufklärerischer Werke (Tindale, Spinoza) arbeitete, ein Lessing avant la lettre.

Lessing erprobte 60 Jahre später diese Publizität praktisch durch die Veröffentlichung der Fragmente eines Ungenannten, obwohl er in herzoglichen Diensten stand. Ihr Verfasser war der Hamburger Gymnasialprofessor Herrmann Samuel Reimarus (1684-1768). Reimarus war ein Anhänger der natürlichen Theologie und anerkannter Wissenschaftler und Bürger seiner Heimatstadt. Er hatte im Geheimen ein langes bibel- und christentumskritisches Manuskript verfasst, das er aus Rücksicht auf seine Familie aber nicht veröffentlichen wollte und nur guten Freunden gezeigt hatte. Denn Reimarus Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes ist ein systematischer Angriff auf die Bibel; sie wird als ein Gespinnst aus Täuschung und Betrug hingestellt, mit dem die Priesterschaft über Jahrhunderte hin die Gläubigen dumm gehalten hat. Die Ansichten, die Reimarus vertrat, waren zwar in England und Frankreich fast alle schon öffentlich geäußert worden. Doch die deutsche Aufklärung war weniger radikal, was unter anderem seinen Grund darin hatte, dass die meisten Aufklärer staatlich angestellt waren. Auch Reimarus konnte es nicht wagen, solche Kritik ohne nachteilige Folgen für sich und seine Familie zu äußern. Lessing erhielt das Manuskript, wie erwähnt, von Elise Reimarus in einer kürzeren Fassung am Ende seines Hamburger Aufenthalts. 1773 veröffentlichte er das erste der Fragmente unter dem Titel Von der Duldung der Deisten unter der Schutzbehauptung, er habe es in der herzoglichen Bibliothek entdeckt. So konnte er den Zensor umgehen. In diesem Fragment protestiert Reimarus gegen das Schweigen und die Heuchelei, zu denen er und andere Gegner der Offenbarungsreligion gezwungen waren.

Einen direkten Angriff auf das Christentum enthielt der Text nicht. Weil größere Kritik unterblieb, veröffentlichte Lessing weitere fünf Fragmente 1777. Diese gingen entschiedener zu Sache. Das zweite Fragment zeigt, dass die meisten Menschen die göttliche Offenbarung nur vom Hörensagen kennen, das vierte weist darauf hin, dass das Alte Testament keine Unsterblichkeitslehre enthält, das fünfte schließlich benennt die Widersprüche in den Auferstehungsberichten der Evangelien und schließt daraus, daß die Jünger die Leiche Christi insgeheim beiseite schafften und sich dann gemeinsam die Geschichte von seiner

Rückkehr ins Leben ausdachten. Lessing hat sich diese Betrugstheorie nie zu eigen gemacht; auch konnte er den langatmigen Stil Reimarus', seine antisemitischen Ausfälle und seine verbissen wörtliche Interpretation noch der poetischsten Bibelstellen unmöglich hoch schätzen. Doch Reimarus Außenseiterposition, sein Scharfsinn bei der Bloßstellung von gläubigen Zirkelschlüssen („Die Offenbarung hat allein das Recht, sich per petitionem principii zu beweisen: Die Schreiber sind von Gott getrieben, denn sie sagen es: Beweis genug“) und seine ironische Glossierung biblischer Unglaubwürdigkeiten(etwa der Durchzug der Israeliten durchs Rote Meer) sagten ihm natürlich zu. Reimarus ist ohne Zweifel ein Bahnbrecher der historisch-kritischen Bibelauslegung; für Lessing aber sind die Fragmente ein Mittel, die Spannungen in der zeitgenössischen Theologie ans Licht zu bringen und die kritische Publizität zu verteidigen. In seinen erläuternden Gegensätze des Herausgebers stellt Lessing klar, worum es ihm geht – den „Geist“ der Religion vom „Buchstaben“ der Heiligen Schrift zu unterscheiden.

Einerseits verwirft er damit das zentrale Prinzip der lutherischen Theologie, nach dem allein die Schrift die höchste Autorität in Glaubensfragen darstellt (Allerdings hatte bereits Luther eine Prinzip der Unterscheidung für die Bibellektüre aufgestellt, wenn er davon sprach ‚man solle darauf achten, was in ihr „Christum treibet“). Andererseits aber kann er das, worin der Christ „sich so selig fühlt“(LW III, 326), den Glauben, als Schutz gegen Anfechtungen deutlicher benennen. Er kann so den Glauben der einfachen Menschen gegen die Angriffe der Fragmentaristen schützen. Er nennt dies „die innere Wahrheit der Religion“: „Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten; sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Überlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Überlieferungen können ihre keine Wahrheit geben, wenn sie keine hat.“(LW III,328) Lessing begründet damit den so genannten Neuprottestantismus, der dann bei Schleiermacher seine bestimmende Ausformung findet: dieser bezeichnet Glaube als Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit. Eine solche „in

„innere Wahrheit“ ist nach Lessing in allen positiven Religionen vorhanden und zugleich in der gesellschaftlich notwendigen natürlichen Religion, ohne die kein Gemeinwesen bestehen kann. Im übrigen vermeidet Lessing es, die innere Wahrheit genauer zu bestimmen. Das erlaubt es ihm, sowohl die Orthodoxie als auch die Neologen oder den Deismus zu kritisieren.

Den Streit, den Lessing wollte, bekam er sehr schnell. An die 50 Erwiderungen gegen die Fragmente erschienen. Lessing antwortet auf die Schrift des „Herrn Direktor Schumann zu Hannover“, 167 Seiten lang, mit einem kurzen 6 seitigen Text, der bis heute zu Recht gerühmt wird - Über den Beweis des Geistes und der Kraft, ein Lektüre-Muss, wie ich finde, für jeden Theologiestudenten, aber auch für den gebildeten Laien. Lessing, im Titel eine Unterscheidung des Kirchenvaters Origenes aufnehmend, sagt, wenn er Christi Wunder und die Erfüllung vorher bekannter Prophezeiungen persönlich erlebt hätte oder jetzt noch von gläubigen Christen Wunder getan würden, so würde er alle Lehren Christi ohne weiteres akzeptieren. Da das aber nicht der Fall ist und es nur noch historische Berichte über solche Ereignisse gibt, gilt, und jetzt kommt der berühmte Satz: „Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden.“ (LW III,352) Also konkret: Wenn ich die zufällige historische Nachricht höre, dass Christus einen Toten erweckt habe, „muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei“ (ebd). Wenn Schumann nun aber darauf hinweist, dass Christus selber seine Gottessohnschaft verbürgt und dass die Worte der Heiligen Schrift doch von Gott inspiriert seien, so antwortet Lessing: „So ist das leider auch nur historisch gewiß.“ Und dann kommt die zweite berühmte, längst sprichwörtliche Stelle: Das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüberhelfen, der thu es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdienet einen Gotteslohn an mir. (LW III,353)

Da ist der garstige breite Graben, der Geschichte gemacht hat. Die Frage ist aber, ob Lessing diese Bitte wirklich ehrlich gemeint hat. Er war doch sonst mehr für die Wahrheitssuche statt für endgültige Gewissheit. Ist der verzweifelte Ausruf also eher ironisch zu verstehen? Und dann, das hat schon Kierkegaard angemerkt – soll man das Lessing glauben: wenn er Christi Wunder persönlich erlebt hätte, hätte ihn das von der Wahrheit der Lehre Christi überzeugt?! Sind persönliche Erfahrungen nicht auch zufällig, hat Jesu nicht selber seine Wunder als zwiespältig empfunden und den Geheilten verboten(jedenfalls in der Version des Markus), davon zu berichten?

Zum Schluss verweist Lessing auf die „Früchte“ des Christentums, an denen man sich lieber „sättigen“ soll. Damit leitet er über zu einem kleinen hübschen Dialog, genannt Das Testament Johannis. Darin berichtet er von einer apokryphen Anekdote, die erzählt, dass die Predigten des Evangelisten Johannes im Alter immer kürzer geworden seien. Zum Schluss hätten sie nur noch aus einem Satz bestanden: „Kinderchen, liebt euch!“ Als seine verblüffte Gemeinde ihn fragte, warum er nur das immer wiederhole, antwortete er: „Darum, weil der Herr es befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, hinlänglich genug ist.“(LW III,357) In der Tat - so schlicht kommt die christliche Botschaft daher, keineswegs nur apokryph, sondern auch kanonisch, wenn man den 1.Johannesbrief 4.Kapitel zu Rate zieht. „Ihr Lieben, wenn Gott uns so geliebt hat, sollen wir auch einander lieben.“ „Kinderchen, liebt euch“ ist natürlich noch besser.

In „Eine Duplik“, gerichtet gegen den Wolfenbüttler Superintendenten Reß, der das Fragment von der Auferstehung widerlegen wollte, stehen die zu Recht berühmten Sätze über die Wahrheitssuche und -besitz: Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist, oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz - .(LW III,364)



Und dann folgt die unübertreffliche Parabel von der Wahrheit, an die in allem Streit zu erinnern seitdem zu Recht üblich ist. (Diese deistische Fassung wurde von der diesjährigen Lessing-Preisträgerin Juliane Rebentisch bei ihrer Dankesrede über alternative Fakten im Thalia-Theater übrigens nicht zitiert): Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiel ihm mit Demut in seine Linke, und sagte: Vater gib! Die Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!(LW III,364)

So demütig klug konnte Lessing reden, so sanft und doch sich gleich darauf scharf streiten. War es eine gespielte rhetorische Bescheidenheit, die er als Wahrheitsucher von sich behauptete? Oder war es seine wirkliche Überzeugung? Dass er sich in Polemiken hineinsteigern und rechthaberisch sein konnte, ist bekannt. Das war die vom Vater ererbte Israszibilität, Streitsucht. Im Anti-Goeze konnte sie sich herrlich theatralisch entfalten.

3. „Überschreien können sie mich alle 8 Tage, Sie wissen wo“ –
der Streit mit Hauptpastor Goeze

In Hamburg steht am Hafen die schöne Hauptkirche St. Katharinen mit ihrem barocken Turmhelm. Hier war Johann Melchior Goeze zu Lessings Zeiten Hauptpastor und zugleich Senior der Hamburger Kirche. Goeze predigte temperamentvoll, liebte Endzeitpredigten und sah zum Beispiel im Erdbeben von Lissabon, über das er kurz nach seiner Ankunft in Hamburg 1755 predigte, eine gute Gelegenheit, um den Hamburger zu demonstrieren, was geschehen würde, wenn sie nicht von ihrem gottlosen Lebenswandel lassen würden. Er „zog seine Leute“, wie Lichtenberg bemerkte, „an den Haaren in den Himmel“ (zit. Nisbet 722 – die Leute von Mahagonny sagen bei Brecht zu Gott: „an den Haaren kannst du uns nicht in die Hölle ziehen“). Mit allen möglichen Kollegen, die er der Ketzerei verdächtigte, geriet er in Streit. Vor allem verteidigte er das orthodoxe Luthertum als alleinige Grund-

lage staatlichen Wohlergehens und stritt mit Erfolg gegen die Zulassung öffentlicher Religionsausübung für Calvinisten und Katholiken in Hamburg. Er war, wenn man so will, mehr Kirchenpolitiker als Theologe und witterte darum auch bei Lessing vor allem das Subversive an seiner Veröffentlichung der Fragmente. Sein Streit mit Lessing zählt zu den Höhepunkten deutscher literarischer Polemik. Bis zur Renovierung der Katharinenkirche hingen die Bildnisse beider friedlich nebeneinander in der Winterkirche, damals aber ging es derb und beleidigend zu.

Goeze eröffnet den Streit mit einer im Dezember 1777 veröffentlichten Rezension der erwähnten Schrift Schumanns und mit einer Auseinandersetzung mit Lessings Gegensätzen. Goeze greift Lessing, ohne ihn zu nennen, direkt an, indem er dessen vorsichtige Distanzierung von den Fragmenten, der Buchstabe sei nicht der Geist und die Bibel sei nicht die Religion, nicht akzeptiert. Er schließt, indem er Lessing drohend an das Jüngste Gericht erinnert.

Lessing geht die Polemik zunächst zögerlich an, redet ihn mit „ehrwürdiger Mann“ an („ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mann wäre, der durch öffentliche Berufung auf Freundschaften ein günstiges Vorurteil für sich zu erschleichen gedächte“) und bietet eine Parabel als Vergleichspunkt an. Er bedient sich dabei einer in der Aufklärungszeit beliebten literarischen Form, der demonstrierenden Fiktion. Als in einem weitläufigen Palast, von dem die Vergünstigungen eines weisen Herrschers ausgehen, Feuer gemeldet wird, greifen die selbsternannten Experten, die sich über den Sinn seiner regellosen Architektur streiten, als erstes, statt das Feuer zu löschen, zu ihren jeweiligen Grundrissen des Gebäudes; glücklicher Weise stellt sich jedoch das Feuer als falscher Alarm heraus. Die mit dieser Parabel gereichte Hand, lass uns doch gemeinsam das praktische Christentum verteidigen, ergriff Goeze leider nicht. In den viel längeren Axiomata besteht Lessing gegenüber Goeze (Kritik der Bibel ist Zerstörung des christlichen Glaubens) auf der Notwendigkeit, die Geschichte der Religion von der Religion selbst zu scheiden. Der Kranke, sagt



er bildhaft, müsse mit der Medizin ja nicht zugleich deren Verpackung schlucken. Wieder verweist Lessing wie in den Gegensätzen auf den einfachen Christen (darin zeigt er sich als Anhänger der Auffassung von doppelten Religion), der sich in seinem Glauben „selig fühlt.“ „Nur dem fühlenden Christen sollte darin eine Schanze versichert werden, in welche er sich getrost werfen könne, wenn er mit seinen mutigern Theologen das Feld nicht mehr zu halten vermag.“(LW III,473) Und. „Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigstens wussten“(LW III, 475).

Goeze nimmt das darin enthaltene Angebot nicht an; jetzt nennt er Lessing bei Namen und vergleicht sein Vorgehen mit dem eines politischen Revolutionärs. Denn für ihn stand fest, „daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar auf (der christlichen Religion) beruhe.“

Lessing entwirft ein aggressives Absagungsschreiben, in denen die berühmten, von Heine in seiner Geschichte der Religion und Philosophie 1834 zitierten Sätze stehen:

„O sancta simplicitas! Aber ich bin noch nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte (Nämlich Jan Hus in Konstanz angesichts der alten Frau, die einen Holzscheid zu seiner Verbrennung herbeitrug HJB). Erst soll uns hören, erst soll über uns urteilen, wer hören und urteilen kann und will!...O daß Er es könnte, Er, den ich am allerliebsten zu meinem Richter haben möchte! Luther, du! - Großer, verkannter Mann! Und von niemandem mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten weg, schreiend aber gleichgültig daherschlendern! Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns jetzt von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es itzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde!“(LW III, 441f)

Lessing nimmt jetzt im ersten Anti-Goeze Luther direkt für seine Veröffentlichung der bibelkritischen Fragmente in Anspruch. Er wirft Goeze vor, mit seiner Andeutung einer Rüge durch den Reichshofrat in Wien diesen zu einem Schritt zu „verhetzen, der, vor zweihundert und fünfzig Jahren mit Ernst getan, uns alle um die Reformation gebracht hätte(...) Wenn es itzt keinem Doctor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs neue zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann: so war es auch Luthern nicht erlaubt.“(478)

Mehr noch, Luther tat mutig den Schritt gegen die Meinung der Kirche, dem gemeinen Mann die Bibel vorzuenthalten. Und dann folgt die konzise Bestimmung dessen, was ein Lutheraner heute tun müsse: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntnis der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß.“(LW III,479) Wenn die lutherischen Pastoren sich wie Päpste gerieren und „vorschreiben, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen(...),so bin ich der erste der diese Päbstchen wieder mit dem Pabste verstauchte.“ (ebd)

4. Lessings Polemik im Anti-Goeze, Goezes Anliegen wohlwollend betrachtet

Mit der im April 1778 veröffentlichten Schrift „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrat Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion“ eskalierte der Streit. Denn nun holte Lessing zu seinen Anti-Goeze genannten Attacken aus und Goeze parierte mit Lessings Schwächen. Es ist ein Vergnügen, die brillante Polemik zu lesen. „Lieber Herr Pastor, poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein: ich bitte Sie(...) Überschreien könne Sie mich alle acht Tage: Sie wissen, wo. Überschreiben sollen sie ich mich gewiß nicht.“(LW III,477)

Goeze sah im sich steigernden Streit schließlich die gesamte politische Ordnung durch die Veröffentlichung der Fragmente infrage gestellt. „Wird nicht mit der Ehrerbietung gegen

die heilige Schrift und Religion, auch zugleich die Bereitwilligkeit ihren Oberherren den schuldigen Gehorsam zu leisten in ihren Herzen ausgelöscht werden, wenn es jedem Witzlinge frei steht mit der christlichen Religion und mit der Bibel vor den Augen des ganzen christlichen Publikums das tollkühnste Gespötte zu treiben?“(zit. Dieter Hildebrandt, Lessing. Biografie einer Emanzipation, München 2003, 419) Allenfalls leise Kritik, „bescheidene Einwürfe gegen die christliche Religion“ von „gesetzten und verständigen Männern“(zit. LW III, 500), und dann nur auf lateinisch, will er zulassen. Das nimmt Lessing sofort höh-nisch auf: „Ein geringeres Verboth als ein Reichsgesetz würde nichts fruchten. Der Kopf oder wenigstens ewige Gefangenschaft bei Wasser und Brod, ohne Dinte und Feder, müsste im ganzen heiligen römischen Reiche darauf stehen, wenn jemand wider die heilige Sachen anders als römisch schriebe.“(LW III, 497)

Und er deckt Goezes und aller Obrigkeit eigentliches Bestreben auf:

„Oder meynen Sie auch, Herr Pastor, daß es gleichviel ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben: wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel, fein in dem Geleise bleibt, in welchem allein ihn die Geistlichen zu leiten verstehen?“ (LW III,521)

Was „Ausgang aus selbstverschuldeter Unmündigkeit“(Kant) ist, das kann man am Fragmentenstreit gut lernen. Und wie die Obrigkeit reagiert in dem Versuch praktischer Aufklärung. Goezes Hinweise auf die Gefahr einer Rebellion wirkten. Lessings Arbeitgeber war alarmiert. Der Braunschweiger Herzog reagierte nach dem elften Anti-Goeze mit einer klaren Zensurmaßnahme. Er erließ einen Kabinettsbefehl am 6.7.1778 an den Direktor der Braunschweiger Waisenbuchhandlung, in dem die Anti-Goeze-Schriften und das Fragment Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger erschienen waren. Lessings Schriften wurden beschlagnahmt. Es war eingetreten, was Lessing befürchtet hatte, aber zu einem Wutausbruch brachte er es nicht, wie er selber anmerkte. „Meine liebe Irascibilität! Wo bist du, wo steckst du, du hast freies Feld. Brich nur Los!“ Aber es will nicht gelingen. Er erinnert sich an seinen jähzornigen Vater, der ihm oft sagte: „Gotthold! ich bitte dich, nimm ein

Exempel. Denn ich fürchte, ich fürchte – und ich möchte mich doch wenigstens in dir gebessert haben.“ Er fühlt diese Zornmütigkeit noch, aber heute ist er „bei der verwünschten Nachricht so ruhig – so kalt.“ Er protestierte zwar beim Herzog, doch ohne Erfolg. Inzwischen hatte er die Nötige Antwort an Goeze außerhalb Braunschweigs erscheinen lassen. Das wurde zwar getadelt, aber weitere Maßnahmen wurden von dem Braunschweiger Herzoghaus nicht gegen Lessing ergriffen. Lessing selber aber kehrt, um die Zensur zu umgehen, zu seiner alten Kanzel, dem Theater zurück und verfasst - Nathan der Weise: „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, dem Theater, wenigstens noch ungestört wird predigen lassen.“ Gewillt „den Theologen einen ärgeren Possen zu spielen als noch mit zehn Fragmenten“ macht er sich unverzüglich an die Niederschrift des dramatischen Gedichts. In diesem ist der christliche Patriarch mit seinem „Tut nichts, der Jude wird verbrannt!“ (LW I, 687 eine Karikatur Goezes.

Noch ein Wort zum Stil, der derb ist. Lessing richtet sich an Goeze mit den Worten: „Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Schädel fallen zu lassen.“ Goeze sich ohne die Ehrfurcht gebietende Perücke vorzustellen, ein respektloser Einfall. Aber auch Goeze weiß zu parieren, wenn er sagt, er habe keine Angst vor Lessings „Kotsprützen“ oder „seiner Kunst mit Stinktöpfen zu schießen.“

Im Unterschied zu Luthers Zeit der Glaubenskämpfe mit Gefahr für Leib und Leben scheint es in dem Streit zwischen Lessing und Goeze „nur“ noch um die bürgerliche Existenz und öffentliches Ansehen zu gehen. Doch Vorsicht. Die Gefahr einer Disziplinierung, mehr noch einer Strafverfolgung bestand durchaus. Deswegen die Vorsicht, mit der Reimarus zu Werke ging. Es gab durchaus noch Märtyrer der radikalen Aufklärung Mitte des 18. Jahrhunderts, wie ich vorhin im Anschluß an Steffen Martus berichtet habe. Auch Lessing baute deswegen vor, indem er in seiner Argumentation eine gewisse Rekatholisierung betreibt: Er geht in seiner letzten „nötigen Antwort auf Goeze“ (LW III, 548ff) hinter

das lutherische „allein die Schrift“ zurück auf die *regula fidei* der Kirchenväter, also die frühchristliche Glaubenszusammenfassung, die, wie er betont, durch mündliche Tradition überliefert wurde, bevor es die kanonischen Schriften gab. Er versprach sich davon, wie er seinem Bruder schrieb, Unterstützung von der katholischen Mehrheit in den Regierungsinstanzen des Reichs, falls die lutherischen Vertreter ihn als Häretiker denunzieren sollten (was Goeze mit Blick auf das Reichsgericht in Wien ja tat).

Für den lustvollen Polemiker Lessing hat das Ganze die Züge einer Komödie. Goezes Humorlosigkeit kam ihm dabei sehr zustatten. Man muss Goeze aber seine Ernsthaftigkeit auch zugute halten. Seine Revolutionsfurcht war wohl nicht eingebildet und vielleicht glaubte er wirklich an das bevorstehende Jüngste Gericht, in dem er Rechenschaft über seine Verteidigung des Wortes Gottes hienieden ablegen musste. Er hält Lessing die Christen vor, die aufgrund seiner Veröffentlichung der Fragmente vom Glauben abgefallen sind und nun ohne Trost dastehen. Und schließlich hat er Lessings distanzierte Haltung zum alten lutherischen Glauben richtig erkannt. Lessings Christus ist nicht mehr der Christus von Luthers Kleinem Katechismus, „der Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöst hat, erworben (...) mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, damit ich sein eigen sei“. Für Lessing war Christus als der „bessere Pädagog“ gekommen, „der erste zuverlässige und praktische Lehrer der Unsterblichkeit“, wie er in *Die Erziehung des Menschengeschlechts* schreibt. Aber Lessing glaubte an die ethische Kraft der Religionen trotz aller Unterschiede und partikularen Eigenheiten. Diese Kraft hat er in seinem dramatischen Gedicht aufs schönste beschrieben (und an dieser transformierenden poetischen Kraft können sich die Prediger bis heute ein Beispiel nehmen): Der christliche Glaube soll seine ethisch-religiöse Kraft im

Vergleich mit Judentum und Islam nicht mittels obrigkeitlicher Verfügung und Strafpredigten umsetzen, sondern er soll die Kraft des Rings, von dem man nicht weiß, ob er der wahre ist, in Taten der Nächstenliebe erweisen, „in seiner unbestochenen von Vorurteilen



freier Liebe“, „mit Sanftmut, mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun, mit innigster Ergebenheit in Gott“, wie es in der Ringparabel des Juden Nathan heißt.(LW I,668) „Und wenn sich dann der Steine Kräfte/ Bei euern Kindeskindern äußern/So lad ich über tausend Jahre,/Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird/Ein weiser Mann auf diesem Stuhle sitzen und sprechen.“

Zum Schluß: Die historisch-kritische Lektüre der Bibel, die Lessing mit der Veröffentlichung der Fragmente eines Ungenannten im Deutschland des späten 18.Jahrhunderts unter Berufung auf Luther vorantrieb, ist bis heute nicht ganz abgeschlossen. Noch in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts machten die Evangelikalen Front gegen die kritische Bibelwissenschaft eines Rudolf Bultmann mit dem Motto „Kein andres Evangelium“. Lessings Satz „Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftswahrheiten nie werden“ ist bis heute in der kirchlichen Verkündigung nicht umfassend umgesetzt. Als der Bischof der Nordkirche, Gerd Ulrich, es wagte, zu Ostern 2016 in der Evangelischen Zeitung die historische Wahrheit des leeren Grabs anzuzweifeln(von dem Neutestamentler Willi Marxsen vor 50 Jahren zwingend exegetisch belegt) und von der Auferstehung Jesu in den Glauben der Jünger zu sprechen, ertete er einen shitstorm der Frommen im Lande, die ihn des Unglaubens bezichtigten. Der Unterschied zur Zeit Lessings besteht aber darin, dass eine solche Kontroverse kaum noch von öffentlichem Interesse ist, sie bleibt innerkirchlich.

Anhang: Vor dem Lessing-Denkmal in Hamburg

Ich frage Passanten: Was sagt ihnen Lessing? Eine Frau antwortet: die Ringparabel. Eine andere, sie ist aus Thüringen mit einer Reisegruppe – den kenn ich, ich habe ein Theater-Abo. Ein älterer Mann auf der Bank unfreundlich : nichts!. Ein vorübereilender Geschäftsmann: Literatur. Ein 12jähriger Junge: Eine Straße im Monopoly-Spiel. Ich muss lachen,

und da fällt es mir wieder ein, natürlich - die gelben Straßen. So früh, vor seiner Behandlung in der Schule Obersekunda, Minna von Barnhelm, muss mir Lessing also schon begegnet sein.

Wer ist dieser Lessing denn, fragt mich einer der Passanten. Und warum fragen Sie nach ihm? Ich muss, nein ich darf ein Büchlein über ihn schreiben. Hier ist eine Kurzfassung seines Lebens. Pastorensohn aus Kamenz, (das liegt bei Dresden) geboren 1729, vielsprachig, belesen und gebildet. Dem vom Vater gewünschten Theologiestudium in Leipzig erst aufs Theater und dann auf andere Studien entlaufen. Zunächst Literaturkritiker in Berlin. Entwickelt sein polemisches Talent. Spießt eitle literarische Gegner (den Horaz-Übersetzer Pastor Lange) unbarmherzig auf.

Der erste deutsche Dramatiker, der es mit Shakespeare und den großen Franzosen aufnehmen wollte; Stückeschreiber und Dramaturg in Hamburg. Witzig. „Kann man nicht auch lachend sehr ernsthaft sein.“ Reinigung der Affekte durch Mitleid. „Der beste Mensch ist der mitleidigste.“ Wollte mit seinem Theater die Seele bewegen. Lessing will Tränen fließen lassen und fließen sehen. „Die Zuschauer haben drei Stunden stille gesessen wie die Statuen und geweint“, heißt es über die Uraufführung von Miss Sara Sampson. Aufklärer, Philologe, ungeheuer belesen. Immer auf Wahrheitssuche, „die reine Wahrheit, Vater, ist ja doch nur für dich allein.“

Einer, der die Religionen nicht nach ihrem Offenbarungsgehalt sondern nach ihrer Moral beurteilte, am schönsten in der unsterblichen Ringparabel aus: „Es eifre jeder seiner unbestochnen/Von Vorurteilen freien Liebe nach./Es strebe von euch jeder um die Wette/die Kraft des Stein in seinem Ring an Tag/zu legen!“ Ein Freund des jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und der Juden, für deren Gleichberechtigung er eintrat. Einer, der an die Erziehung des Menschengeschlechts glaubte, in dem die Offenbarungsreligion ein Durchgangsstadium zum Zeitalter des Geistes ist.

Und was war er für ein Mensch, fragt der Passant? Der Mensch Lessing war ein Rastloser, der häufig Orte und Wohnungen wechselte, der sich um des Kaufs der Bücher und des Spiels willen, er war ein leidenschaftlicher Spieler, verschuldete, einmal sogar vor Gläubigern fliehen musste. Ein geselliger Mensch. „Lessing kommt“ war der freudige Ausruf seiner Freunde, wenn er klingelte. In Hamburg saß er oft in Kaffeehäusern und diskutierte.

Einer, der erste, der einen eigenen Stil hatte, der gut, knapp und treffend, logisch schreiben konnte. Der spät eine Witwe mit drei Kindern heiratete und bei der Geburt des ersten Kindes sowohl das Kind, einen Sohn, wie seine Frau verlor und das bitter so kommentierte: „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen.“ Er, der immer unabhängig sein wollte, niemandes Knecht, wurde schließlich Bibliothekar im Dienste eines Herzogs. Der die Pastorenzunft mit der Herausgabe der Fragmente eines Ungenannten, einer historisch-kritischen Lektüre der Evangelien, ärgerte und mit dem Satz „Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden.“ Der aber die „innere Wahrheit“ des Christentums hochschätzte. Bekam schließlich wegen seiner Christentumskritik Publikationsverbot. Vereinsamt, krank, keine 53 Jahre alt 1781 gestorben in Braunschweig. Bekam schließlich wegen seiner Christentumskritik Publikationsverbot. Vereinsamt, krank, keine 53 Jahre alt 1781 gestorben in Braunschweig.

Vortrag

Klaus Wengst

Hermann Samuel Reimarus und die Suche nach dem historischen Jesus

1. Die Intention der Apologie

In seinem großen Werk „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ unternimmt Reimarus die Destruktion von Christentum und Judentum als „Tand und Aberglauben“. An dieser Schrift wird u.a. die Problematik der historischen Jesussuche in aller Klarheit deutlich, die sie auch weiterhin begleitet. Die Ergebnisse haben sich zwar ständig geändert, aber die methodischen Probleme sind dieselben geblieben. Sie lassen sich im Abstand viel besser erkennen, während Zeitgenossen sich in der Regel darüber hinweg täuschen. M.E. ist man in dieser Sache seit Reimarus keinen Schritt vorangekommen – und aufgrund der gleich bleibenden Ausgangslage kann man das auch nicht.

Im ausführlichen „Vorbericht“ seiner Schrift gibt Reimarus als deren erste Intention an, dass er sie lediglich für die „eigene Gemüths-Beruhigung“ verfasst habe. Sie möge „im Verborgenen, zum Gebrauch verständiger Freunde liegen bleiben; mit meinem Willen soll sie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten mehr aufklären“ (I 41). Die Zeit dafür sei noch nicht reif, „da solches ohne des Pöbels Ungestühm, und ohne Verwirrung in dem Staat und der Kirche abgehen könnte“ (I 56). Er hofft aber auf eine nicht mehr ferne Zeit, „daß die Welt eine Verschiedenheit der Meynungen mit mehrer Sanftmuht duldet“ (I 57). Er ist sich dabei seiner Leistung bewusst, für die vernünftigen Verehrer Gottes sei ihre „Rechtfertigung hier schon mit der benötigten Überlegung, und Kenntniß von Sprachen und Sachen, so vorgearbeitet, als noch bisher von niemanden geschehen ist“ (I 60).



So unternimmt er es zunächst für sich selbst und Freunde, aus den eigenen entstandenen Zweifeln heraus „den Glauben, welcher mir so manche Anstöße gemacht hatte, von Grund aus zu untersuchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne oder nicht“ (I 41). Bei dieser „mit einer gleichgültigen Wahrheits-Liebe“ (I 53) durchgeführten Untersuchung zeigt es sich, dass er nicht bestehen kann; und so wird schonungslos destruiert, „was uns sowohl in der Bibel selbst, und denen darin aufgeführten Personen, Reden und Thaten, als in dem daraus erbauten Glaubens-System, widersprechend, anstößig und ärgerlich vorgekommen ist“ (I 61).

Reimarus intendiert „eine allgemeine Religion für das gantze menschliche Geschlecht“. Er spricht sich entschieden dagegen aus, „alle, die anders denken, mit Gewalt und Zwangsmittel zum Beyfall und zum Glauben zu nöhtigen“, und formuliert positiv: „Wir müssen einander durch die Vernunft, welche allen Menschen und Völkern gemein ist, zu überführen suchen, und wo das nicht helfen will, einer des andern Schwachheit ertragen, und wegen der Verschiedenheit unsrer Meynungen von dem verborgenen unendlichen Wesen nicht aufhören, als Menschen, menschlich und gesellig mit einander zu leben“ (I 178). Für diese Sicht gilt Reimarus aller Respekt.

2. Kritik des Alten Testaments und Ausfälle gegen das Judentum

Die Letztfassung seiner Apologie hat Reimarus als einen kritischen Durchgang durch die gesamte Bibel angelegt. Beim Durchgang durch das Alte Testament lässt er an ihm kaum ein gutes Haar; und was er dort an Gutem findet, komme woanders her. An mehreren Stellen gibt er zusammenfassende Urteile ab, die an Eindeutigkeit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Z.B.: „Summa, es ist keine Sprache und kein Buch auf der Welt, worin der Name Gottes so sehr gemißbraucht würde, als die theocratische Sprache, und

die Bücher der Hebräer. Nichts ist so himmelweit von der eigentlichen Beschaffenheit der Dinge selbst entfernt, als die Red- und Schreibart der Bibel A. T.“ (I 445)

Wer so über das Alte Testament urteilt, von dem ist auch eine negative Einschätzung des Judentums zu erwarten. Ganz selbstverständlich teilt Reimarus die traditionell christliche negative Sicht der Pharisäer. Nach ihm verkehrten sie „das thätige Wesen der Verehrung Gottes und der Liebe des Nächsten in eine betrügliche Werkheiligkeit der äusserlichen Gebräuche, dabey sie die großen Pflichten versäumten und allerley Boßheiten ausübten“ (II 14). Das weitet er auf das Judentum insgesamt aus, nicht nur auf das antike. Dabei finden sich auch Aussagen, die man nicht anders als antisemitisch bezeichnen kann. Sowohl die antike als auch die gegenwärtige jüdische Religion kennzeichnet er als „verdorben“ (I 63; II 14). Entsprechend lässt er von ihm negativ gedeutete Phänomene des Alten Testaments typisch für das jüdische Volk bis in seine Gegenwart sein. Rebekkas Verhalten beim Segen Isaaks nennt er „auf Arglist, Verstellung und Betrug bedacht“ und sagt dann von den Juden überhaupt, sie seien „alle ächte Söhne der Rebecca“; „den Hebräern ist alles gerecht und göttlich, was zu ihrem Vortheil ist“ (I 251). Er bezeichnet die Israeliten als „die sklavische feige Nation“ (I 329); nach ihm gab es „kein bößartiger Volk auf der Welt“ (I 441) und sind die biblischen Wunder „Erfindungen des lügenhaftesten und bößhaftesten Volks das je auf Erden gewesen ist“ (II 378). Nach Darstellung des Konflikts zwischen Josef und seinen Brüdern resümiert er: „Mit einem Worte, die gantze Race taugt nicht“ (I 258). Diese Aussage wiederholt er ausführlicher im Rückblick auf die gesamte im Alten Testament erzählte Geschichte und die in ihr handelnden Personen. „Sobald man anfängt ihre Handlungen an sich selbst, und von dem Vorgeben göttlicher Erscheinungen und Befehle entblößt, zu betrachten: so erstaunt man über alle verübte Greuel dieser würdigen Vorfahren der heutigen Juden; der beste unter ihnen ist wie ein Dornstrauch, die gantze Race taugt nichts, von ihrem ersten Vater Abraham her“ (I 673f.). Was bedeutet diese Einschätzung des Judentums durch Reimarus für seine Sicht Jesu, den er als Juden herausstellt und in

die jüdische Religionsgeschichte einzeichnet? Er differenziert innerhalb des Redens und Wirkens Jesu. Alles, was davon spezifisch jüdisch ist – und das ist das meiste –, unterzieht er einer teils äußerst scharfen Kritik. Sowohl diese Kritik als auch der herausgestellte jüdenfeindliche Impetus im Ganzen sind aus den von Lessing edierten Fragmenten nicht erkennbar. Sie erschließen sich erst aus der Lektüre der gesamten Apologie.

3. Grundlegung der Suche nach Jesus:

Unterscheidung der Lehre Jesu von der der Apostel

Dass die Lehre der Apostel nach Jesu Tod von Jesu eigener Lehre zu unterscheiden ist, kann seit der Herausgabe des letzten Fragments „des Wolfenbüttelschen Ungenannten“ durch Lessing gelesen werden: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger“.¹ In dieser Unterscheidung mag mit Recht der Beginn der Suche nach dem „historischen“ Jesus gesehen werden, wobei Reimarus diesen Begriff noch nicht gebraucht; er spricht einfach von „Jesus“, manchmal auch von „Christus“. In den Schriften der Evangelien und Apostel sei zu finden, „was Jesus, als der Meister und Urheber des Christenthums, was seine Jünger nach dessen Tode gelehret und gethan haben“ (II 12; vgl. 20). „Jesus zwar hat selbst nichts geschrieben“; aber mit den Evangelien liegen „vier Zeugen“ vor. „Darin müssen wir das Lehrgebäude, was Jesu eigen war, wo es anders noch zu finden ist, suchen“ (II 21f.; vgl. 23).

Die Notwendigkeit dieser Unterscheidung erschließt Reimarus einmal aus den Abschiedsreden des Johannesevangeliums, die Jesu Schülern den heiligen Geist verheißen. „Also war das System der Apostel von dem System ihres Meisters in vielen Stücken unterschieden; und sie bedienen sich des heiligen Geistes, nebst ihres eigenen Willkührs, dieses und

¹ Lessing 8, S. 259–376.

jenes neuerlich zu ordnen“ (II 22). Zum anderen hebt Reimarus widersprüchliche Aussagen im Text der Evangelien hervor. Ich nenne nur ein Beispiel. Er stellt Notizen zusammen, „da Jesus den Gewaltthätigkeiten der Juden gerne entwich, und nicht zeigte daß es seine Absicht sey zu leyden und zu sterben, sondern vielmehr seinem Tode so viel möglich zu entgehen“ (II 150). Daher, meint er, entstammen die Ankündigungen von Leiden und Sterben einem späteren „System“. Das und noch mehr lässt es ihm evident erscheinen, dass zwischen der Lehre Jesu und der der Apostel nach seinem Tod unterschieden werden muss. Von daher hält er sich für fähig „einzusehen, was unter der neuen Tünche der Apostel für eine wahre Gestalt verborgen sey. Sie haben der Erzählung eine Farbe von ihrer neuen Erfindung geben wollen; aber doch das alte System [...] nicht gantz verdunkeln oder auslöschen können“ (II 145). „Last uns diese neue Übertünchung rein wegwischen: so wird der rechte eigentliche Charakter Jesu augenscheinlich wieder ans Licht kommen“ (II 153f.). Das ist der methodische Grundansatz der Suche nach dem historischen Jesus, den Ansatzpunkt der Evangelisten zu erkennen, von dem aus sie ihre Schriften konstruieren, um hinter ihn zurück zu gelangen und so den „authentischen“ Jesus zu erkennen. Reimarus und die historischen Jesussucher nach ihm haben den Optimismus, das, was er „die Tünche der Apostel“ nennt, so wegwischen zu können, dass darunter Jesus zum Vorschein kommt.

4. Die Lehre der Apostel

Reimarus sieht sehr klar, dass „das gantze System der Apostel auf das Factum der Auferstehung Jesu gebauet“ war (II 194), ja, dass „das gantze Christenthum auf diesem einen Facto beruhet“ (II 185). Diese Aussage wird von ihm destruiert. Er hält sie für einen Betrug, der „aus Noht“ von den Aposteln „ertichtet“ wurde, um ihr bisheriges

Leben mit Jesus, das sie ernährt hatte, unter der veränderten Bedingung seines Todes weiterführen zu können. Was sollen sie machen? Wieder arbeiten? Da wären sie der Dürftigkeit und Beschimpfung ausgesetzt „und waren der Arbeit entwöhnet“. So verabredeten sie sich, den Körper Jesu wegzuschaffen und vorzugeben, „er sei aufgestanden und gen Himmel gefahren“. Gesagt, getan, „den Leichnam bald nach vierundzwanzig Stunden [...] bei Seite geschafft“ (Lessing 8,363). Dann warteten sie 50 Tage ab, um die Sache mit der Auferstehung „desto dreister“ behaupten zu können (Lessing 8,363).

Reimarus behauptet jedoch diesen Betrug der Apostel nicht leichthin, sondern wendet für die Destruktion der Aussage von der Auferstehung Jesu umfangreiche und gründliche exegetische Arbeit auf. Den Ausgangspunkt bildet dabei für ihn, dass mit dieser Aussage ein „Factum“, eine Tatsache, behauptet werde. Um etwas, das tatsächlich geschehen sein soll, auch für nicht an diesem Geschehen Beteiligte und gar für Spätere als wahr zu erweisen, bedarf es verlässlicher Zeugen; und so unternimmt Reimarus ein „Zeugen-Verhör der Jünger Jesu in der Sache von seiner Auferstehung“ (II 209). Das kann nur negativ ausfallen, wenn man die entsprechenden Erzählungen der Evangelien unter dieser Voraussetzung liest. Gegenüber einem fundamentalistischen Bibelverständnis behält Reimarus jedoch allemal Recht.

5. Die Lehre Jesu

Im autobiographischen Rückblick innerhalb des „Vorberichts“ seiner Schrift gibt sich Reimarus bei seinen beginnenden Zweifeln an seinem „angeerbten Glauben“ dennoch überzeugt von den „erhabenen und herrlichen Lehren Jesu“ (I 51.52). Er identifiziert „die wahre einfache und thätige Religion Jesu“ als „die Tugend, Frömmigkeit und allgemeine Menschen-Liebe“ (I 56) und bekräftigt „die herrlichen Lehren Jesu, welche auf eine eigene Sinnes-Änderung, auf eine hertzliche Liebe Gottes und des Nächsten, auf ein thätiges Wesen dringen“ (II 516). Jesus habe „nichts anders als eine vernünftige praktische Religion

gelehret“ (I 64); und so schließt Reimarus den „Vorbericht“ mit der Aufforderung ab: „Last uns unserm Schöpfer, nach bester Einsicht der gereinigten Vernunft, und unserm Nebenmenschen, nach allen natürlichen und bürgerlichen Pflichten, in Ruhe und Frieden dienen!“ (I 64) Was Jesus allein gelehrt habe, steht von vornherein fest; es entspricht der „besten Einsicht der gereinigten Vernunft“ und besteht in der Erfüllung der „natürlichen und bürgerlichen Pflichten“.

Dass Jesus „nichts als eine vernünftige praktische Religion“ vertreten habe, trifft allerdings auch nach der eigenen Darstellung des Reimarus nicht zu. Danach hat Jesus sehr viel mehr gelehrt. Die Betonung der „vernünftigen praktischen Religion“ hat die Funktion, sie als das einzig Wesentliche herauszustellen. Reimarus differenziert also innerhalb der Lehre Jesu. Er stellt ausdrücklich fest: „Selbst in der Lehre Jesu ist nicht alles von einem Schlage. Er zeigt sich uns zuvörderst, [...] in zweyerlei Gestalt: einmal, sofern er eine allgemeine Religion prediget, und ein Lehrer des gantzen menschlichen Geschlechts ist; zweytens aber, sofern er besonders das verdorbene Judenthum reformiren, und so weit als nach der Moaischen Verfassung möglich war, zu einer vernünftigen Religion lenken wollte“ (II 25). Was den zweiten Teil dieser Lehre betrifft, so zeichnet Reimarus Jesus konsequent in das Judentum ein. Diese Lehre „ist von einem Juden, denen übrigen Juden, mit Jüdischen Redensarten vorgetragen, und setzet die damals herrschende Meynungen und Gewohnheiten der Juden voraus“ (II 40f.). Für Reimarus hat das zugleich den für ihn wichtigen Effekt, dass die kirchlich-dogmatische Lehre über Jesus vergeblich und zu Unrecht versucht an Jesus anzuschließen. Er stellt dar, dass die Begriffe „Himmelreich“ und „Gottesreich“ von Jesus wie von seinen Zeitgenossen weltlich verstanden wurden von einem Reich, in dem Recht und Gerechtigkeit hergestellt sind, dass Jesus sich als davidischer Messias für dieses Reich begriff, dass die Bezeichnung Jesu als „Sohn Gottes“ in diesen messianischen Kontext gehört (II 41–54.135–139). Ob die auf Israel bezogene national-politische Messiaserwartung dem „historischen“ Jesus zugeschrieben werden muss, sei dahingestellt. In

den Texten der Evangelien ist sie jedenfalls deutlich genug bezeugt. Das hat Reimarus klar gesehen – im Unterschied zu vielen späteren Jesussuchern und Auslegern des Neuen Testaments. Ebenfalls im Unterschied zu vielen nach ihm hat Reimarus an in den Evangelien gebotenen Aussagen Jesu und an seinem dort dargestellten Verhalten aufgezeigt, dass dieser nichts am „Gesetz“ aufgehoben hat (II 98–101). Es muss allerdings deutlich wahrgenommen werden, dass Reimarus diesen zweiten Teil der Lehre Jesu, den jüdischen, alles andere als positiv wertet. Im Gegenteil, er unterzieht ihn im Einzelnen einer scharfen Kritik.

So konstatiert er: „Es ist in Wahrheit zu bedauern, daß Jesus nicht das Bekehrungs-Werk zu seinem einzigen Zweck und Geschäfte gemacht hat, weil er so viel erbauliches und herrliches davon zu sagen wuste, und ohn zweiffel noch weit mehres in der Absicht hätte sagen können. Aber die Bekehrung war nur eine Vorbereitung zu seiner Haupt-Absicht, ein Reich aufzurichten“ (II 147). Dadurch „leydet der große Carakter, den man ihm bey dem blossen Bekehrungs-Werke mit Recht hätte geben müssen, gewaltig. Die Erwartung einer zeitlichen Erlösung Israels [...] war eben so thöricht als sie allgemein war. Er sucht sie zu seinem Nutzen anzuwenden, und prediget den juckenden Ohren ein Evangelium in solchen Ausdrücken, welche sie nicht anders als nach ihrem Wahn auf einen fleischlichen Sinn deuten konnten“ (II 147). „Dadurch ward nicht allein der politische Zustand der Juden in große Gefahr gesetzt, vollend von den Römern unter die Füße gebracht zu werden; sondern es ging auch der geistliche Nutzen seiner schönen Bekehrungs-Predigten größtentheils verloren. [...] Sein eigener Carakter bekam nun in den Augen der vernünftigen Welt einen schwarzen Anstrich“ (II 148).

6. Wahrheit, Faktizität, Religion – und das Interesse an Jesus

Das zu den Erscheinungsgeschichten Gesagte gilt nach Reimarus für die Evangelien im Ganzen. „Die Evangelisten haben also insgesamt aus eigenem Gutdünken geschrieben“ (II 531), und zwar so spät, dass „es nicht mehr möglich“ war, „wenn sie auch alle die reine Wahrheit hätten schreiben wollen, daß sie sich aller Umstände und Worte genau hätten erinnern können“. So gilt: „Die vier Evangelisten sind unmöglich zu harmoniren, und verachten, durch ihre widersprechende Erzählung, einen in facto unrichtigen Grund“ (II 582).

Es ist deutlich: Reimarus bindet Wahrheit an Faktizität und historische Verifizierbarkeit. Aber wird er damit dem gerecht, was die biblischen Texte selbst sagen wollen? Er merkt, dass sie auf einer anderen Ebene als derjenigen bloßer Fakten reden. Aber die gilt ihm nichts. Er spricht gelegentlich von der „poetischen Schreibart der Hebräer“, von der man sich „nicht blenden“ lassen dürfe. Vielmehr müsse man „dergleichen Schreibart von ihrem Pracht entkleyden, um die nackte Wahrheit zu erkennen“ (II 263). Und diese „nackte Wahrheit“ ist das historisch Verifizierbare. Was diesem Kriterium nicht genügt, gilt als „er-tichtet“ und damit als unwahr. So kann Reimarus auch mit den Unterschieden der Evangelien schlechterdings nichts Positives anfangen.

Aber selbst wenn die in der Bibel angeführten Fakten historisch verifizierbar wären, würde das religiös nach Reimarus überhaupt nichts ändern. Er stellt bündig fest: „Das apostolische halb-jüdische System kann unmöglich in der gantzen Welt bey allen Völkern des menschlichen Geschlechts zum überführenden Glauben gebracht werden. Der Mensch ist nicht für eine Religion gemacht, die auf Facta, und zwar solche, die in einem Winkel des Erdbodens geschehen seyn sollen, gegründet ist“ (I 171). Der christliche Glaube gründet auf Fakten, die partikular sind; und partikulare Fakten können nicht universal werden oder universale Bedeutung gewinnen. Universal ist die allen Menschen gegebene Vernunft und

universal ist deshalb auch die vernünftige Religion. Von hier aus wird die radikale Kritik des Reimarus an der gesamten Bibel nachvollziehbar. Denn für deren Reden von Gott ist es ja gerade spezifisch, dass Gott mit sehr partikularer Geschichte zusammengedacht wird, in der jüdischen Bibel, im Alten Testament, mit der Geschichte des Volkes Israel, im Neuen Testament noch einmal zugespitzt mit der Geschichte dieses einen Juden Jesus aus Nazareth, wobei allerdings in beiden Testamenten Partikularität und Universalität in einem spannungsvollen Zusammenhang stehen.

Reimarus definiert Gott: „Gott ist unendlich, unabhängig, unveränderlich, höchst vollkommen und glücklich“ (II 487). Dass dieses von der antiken Philosophie bestimmte Gottesbild im völligen Gegensatz zum biblischen Reden von Gott steht, liegt auf der Hand. Nach Reimarus taugen Religionen nur etwas, wenn und soweit sie Elemente der vernünftigen Religion enthalten. So versteht er seinen Durchgang durch das Alte und Neue Testament in der Weise positiv, dass er „mitten in solchem Wust von eitlem Wahn und schlechten Beyspielen, gute Einsichten und heilsame Lehren, insonderheit was sittliche Pflichten und Tugenden betrifft, seltener zwar in Mose und den Propheten, aber häufiger in der herrlichen Moral Jesu und seiner Apostel, untermengt“ angetroffen hat.

Der von ihm herausgestellte Gegensatz zwischen der Lehre Jesu und der seiner Apostel ist also allenfalls ein quantitativer. Warum liegt ihm dennoch an der Abgrenzung zwischen Jesus und den Aposteln und warum stellt er Jesus ihnen gegenüber so betont heraus? Negativ ist er bestrebt, sich mit triftigen Gründen vom christlichen Glaubenssystem distanzieren zu können, von dem er sehr klar sieht, dass es auf dem Zeugnis von der Auferweckung Jesu beruht. Er distanziert sich davon, indem er diese tragende Basis als Betrug zu entlarven versucht. Positiv scheint es ihm darum zu gehen, sich durch den Bezug auf Jesus, der ihm ein vorzüglicher Zeuge für die vernünftige Religion ist, innerhalb der christlichen Gesellschaft, in der er lebt und die er als äußerst intolerant einschätzt und auch so

erfährt, sozusagen als besseren Christen darstellen zu können. Er sieht „das Christentum von der vernünftigen Lauterkeit der Lehre Jesu abgewichen“ (I 113f.), der doch „der erste Meister und Stifter des wahren Christentums“ war (II 23). Von den Vertretern der vernünftigen Religion sagt er: „Wir würden uns selbst den Namen der Christen mit allem Recht anmaßen können, weil Christus nichts anders als eine vernünftige praktische Religion gelehrt hat; wenn nicht nachher so viele unerträgliche Glaubens-Punkte in der Christenheit aufgebracht wären, daß wir auf keine Weise fähig sind dieselben ungeheuchelt anzunehmen“ (I 63f.). Schon im „Vorbericht“ hatte Reimarus gemeint: „Wäre es [...] erlaubt gewesen das Wahre und Gute herauszusuchen, und das übrige widersinnige und ärgerliche fahren zu lassen: so würde ich keinen Augenblick Bedenken getragen haben, denen erhabenen und herrlichen Lehren Jesu beizutreten, und mich für einen aufrichtigen Christen zu bekennen“ (I 52). Positiv liegt also Reimarus vor allem deshalb an Jesus, weil er meint, dass er ihm als Helfer in seiner Apologie „für die vernünftigen Verehrer Gottes“ dienen könne.

7. Abschließende Anmerkungen

Ich versuche, das zu Reimarus Ausgeführte in drei Punkten zusammenzufassen und dabei Probleme zu benennen, die in der auf ihn folgenden historischen Jesusforschung immer wieder begegnen:

a) Reimarus sucht Jesus im Unterschied, ja im Gegensatz zur Perspektive, in der die Evangelisten ihn sehen. Als diese grundlegende Perspektive hat er sehr klar die Aussage von der Auferweckung Jesu herausgestellt. Damit behält er bis heute Recht. Die Unterscheidung zwischen sozusagen Jesus selbst und Jesus, wie die Evangelisten ihn zeichnen, ist nach wie vor die Grundbedingung für die Suche nach dem historischen Jesus. Reimarus hat die theologische Perspektive der Evangelisten als Betrug abgetan. Daher erschien es

ihm als schlechterdings geboten, sie zu umgehen. Nach dieser Perspektive gilt es jedoch genauer zu fragen. Die Betrugshypothese des Reimarus wird heute kaum jemand vertreten wollen. Wie ist die Perspektive, in der die Geschichte Jesu in den Evangelien erscheint, näher zu beschreiben? Warum wird sie eingenommen? Mit welcher Intention? Was leistet sie? Und was bewirkt sie im Blick auf die Art des dargebotenen Stoffes? Kann man bei ihm den Optimismus des Reimarus haben, man könne die „Tünche“ der Apostel wegnehmen, um die „tatsächliche“ Stimme Jesu zu hören? Dieser Optimismus findet sich bei den historischen Jesussuchern bis heute. Demgegenüber wäre auf David Friedrich Strauß zu verweisen, der in Aufnahme eines Zitats ausführte, dass sich beides „mit keinem noch so scharfen kritischen Messer von einander“ scheiden ließe (Leben Jesu I 70).

b) Unter der alleinigen Herrschaft der Vernunft fragt Reimarus im Blick auf die Darstellung der Geschichte Israels im Alten Testament als auch im Blick auf die Darstellung der Geschichte Jesu in den Evangelien ausschließlich auf der Ebene historischer Faktizität. In dieser Sichtweise erweist er die biblischen Berichte als nicht stimmig, besonders die grundlegenden wie im Alten Testament die Erzählung von der Rettung am Schilfmeer² und im Neuen Testament die Erscheinungsgeschichten am Ende der Evangelien. Wer auf dieser Ebene etwa letztere als historisch tatsächlich so geschehen und als untereinander stimmig behaupten will, kommt gegen Reimarus nicht an. In dieser Hinsicht ist seine Argumentation unwiderleglich. Er meinte deshalb, diese Erzählungen als unwahr überführt zu haben. Eine andere Dimension von Wirklichkeit und Wahrheit als diejenige historischer Faktizität kommt bei ihm nicht in den Blick. Aber die Ebene bloßer Faktizität, die „nackte Wahrheit“, die er propagiert und die auch die Ebene der historischen Jesussuche ist, ist nicht die Ebene der biblischen Darstellungen. Ihnen geht es nicht um ein protokollarisches Beschreiben von längst Vergangenen, sondern im Erinnern des Geschehenen um dessen lebendige Vergegenwärtigung.

² Vgl. dazu Wengst, Geschichte(n), S. 180–183.



c) Jesus, wie ihn Reimarus sucht und findet, entspricht, soweit er ihn positiv wertet, genau seiner eigenen Idealvorstellung von Religion. Zu deren Stützung braucht und gebraucht er Jesus als Helfer. Was er als das Wesentliche bei Jesus herausstellt, weiß er und wusste er schon vorher – auch ohne ihn. Es ist schlicht Projektion. So ergeht es schon dem ersten Jesussucher im deutschen Sprachbereich nichts anders als denen nach ihm, von denen Martin Kähler bereits 1892 in Anspielung auf Goethes Faust scharfsichtig feststellte, es sei „zumeist der Herren eigener Geist, in dem Jesus sich spiegelt“ (Kähler, Jesus 14). Daran hat sich bis heute nichts geändert. Dieses Phänomen bleibt allerdings in der jeweiligen Gegenwart meist verdeckt, wird aber ganz gewiss im zeitlichen Abstand überdeutlich. Ich wiederhole daher zu Beginn Gesagtes: In meiner Wahrnehmung ist die historische Jesus-suche seit Reimarus keinen Schritt vorangekommen – und kann es aufgrund der Ausgangslage auch nicht.